

Buchbesprechungen

Der Neandertaler und seine Umwelt. Gedenkschrift zur Erinnerung an die Auffindung im Jahre 1856. Herausgegeben von Kurt Tackenberg. 131 Seiten mit Textbildern und 8 Tafeln. Bonn 1956.

Es ist sehr zu begrüßen, daß im Hinblick auf die 100. Wiederkehr des Entdeckungsjahres des *Homo neanderthalensis* (nicht *neandertalensis* wie es S. 107 heißt) dieses Buch in Deutschland erscheinen konnte. Prähistoriker, Anthropologen und Naturwissenschaftler haben sich zusammengefunden, um einen weiteren Leserkreis über die Bedeutung des Neandertalfundes und seines Erstbearbeiters Fuhlrott zu unterrichten und darüber hinaus zugleich über die stoffliche und geistige Kultur dieses Urmenschen und manche andere damit in Zusammenhang stehende Fragen zu handeln. Der Fachmann wird diese Schrift auch nicht entbehren können, bringt sie doch auch für ihn Wichtiges. Der trotz der gegenwärtig so weit auseinanderstrebenden Meinungen der Quartärgeologen und Altsteinzeitforscher zu einer übersichtlichen Synthese strebende Beitrag von Hugo Gross über die Umwelt des Neandertalers ist ein Muster an Klarheit von Denk- und Ausdrucksweise. Man wird unter der gegenwärtigen Literatur nur schwer etwas finden, wo der Autor sein „über den Dingen und Meinungen stehen“ so eklatant zum Ausdruck brächte wie hier Gross. Aber auch den Beitrag von R. von Uslar und K. Narr, der eine ausgezeichnete Übersicht über die erd- und abstammungsgeschichtlichen Fragen vermittelt, die das 19. Jahrhundert bewegten, wird der Natur- ebenso wenig wie der Kulturwissenschaftler missen wollen. Weshalb aber die überalterten Angriffe auf Ernst Haeckel? Heute, fast vierzig Jahre nach seinem Tod, kann man ihn und seine Verdienste um die Geschichte der Menschwerdung auch sehr anders sehen, wie z. B. Heberer in mehreren Arbeiten gezeigt hat.

Geballt an Problemen und geladen von Hypothesen zeigt sich der Beitrag von K. Narr über die Steinwerkzeuge des Neandertalers. Hier muß man doch sehr fragen, was ein Nicht-Spezialfachmann mit dieser gelehrten Abhandlung anfangen soll. War der Neandertaler „ein geistig vollwertiges Wesen“? Und ist das „für die ganze Zeit vorauszusetzen, für die wir die Anwesenheit des Menschen belegen können“? Gibt es entsprechend der körperlichen keine geistige Deszendenz beim Menschen? Groß sieht das in seinem Beitrag anders und wohl „natürlicher“, wenn er meint, daß man den Neandertaler „ungeachtet der Tatsache, daß er seinesgleichen tötete und verzehrte, nicht ein halbes Tier unter Tieren nennen könne“. Nach Narr sollen diese Anthrophagen-Männer gar „sportlich-aktiverer Tätigkeit“ (!) mehr „zugeneigt“ gewesen sein als ihre Weiber. Unter den Komplexen Narrs grassiert jetzt statt des guten alten Moustérien u. a. ein „Handspitzen-Schaber-Komplex“, und diese Neuschöpfung gefällt ihrem Autor so gut, daß er sie in 21 Zeilen dem Leser nicht weniger als fünf Mal „einhämmert“, abgesehen vom folgenden Text. Das ist eine in der Wissenschaft neue und bisher in ihr nicht erlaubt und üblich gewesene „psychologische Methode“. Aber dem und anderem gegenüber werden auch sehr richtige Grundsätze vertreten, so die Ablehnung der statistischen Verfahren von Bordes, wenn Verfasser diese vielleicht auch zu wichtig nimmt. Besonders begrüßen wir, daß auch Narr nun den Versuch macht, „durch ein Herantasten an ein sinnvolles wirtschaftliches Lebensbild uns von der schematischen Gleichsetzung des Werkzeuginventars mit Kulturgruppen zu lösen“. Gleichzeitig bedauern wir, daß ihm wieder entging, daß der Rezensent denselben Versuch — damals nicht zur Freude anderer Altsteinzeitforscher — bereits vor achtzehn Jahren unternahm.

G. Kurth hat durch „Überlegungen zu Neandertaler-Rekonstruktionen“ gezeigt, daß diese „außerordentlich lehrreich sind und die Vielfalt der Ausführungsmöglichkeiten unterstreichen“. Etwas dürftig ist die Behandlung der Skelett-Überreste des Neandertalers durch K. Gebhardt ausgefallen, wie man denn überhaupt einen umfangreicheren anthropologischen Beitrag mit entsprechenden Abbildungen und eine weitere Aufrollung der Urmenschenheitsfragen, wie sie etwa von Heberer in Quartär 5 gegeben wurde, vermißt. Davon abgesehen, wird aber die im ganzen wertvolle Veröffentlichung in ihren hier nur zum Teil erwähnten Beiträgen einem jeden etwas zu geben vermögen.

L. Z.

Lothar F. ZOTZ und Mitarbeiter: *Das Paläolithikum in den Weinberghöhlen bei Mauern*. 330 Seiten, 89 Textabbildungen, Karten, Tabellen und XV Tafeln. Quartär-Bibliothek, Bd. 2. Bonn 1955.

Die vorliegende Arbeit gibt eine zusammenfassende Darstellung der Weinberghöhlen bei Mauern und des darin ergrabenen paläolithischen Fundmaterials. Das Werk ist um so mehr zu begrüßen, als es in drucktechnisch hervorragender Aufmachung nicht nur das prähistorische Material behandelt, sondern auch die Resultate der sedimentanalytischen Untersuchungen der Höhlenfüllungen und der Analysen der Fauna und Flora im Detail und teilweise in tabellarischer Form übersichtlich vorlegt.

Der einleitende Teil des Werkes gibt einen landschaftlich-geologischen Überblick des Höhlengebietes sowie einen Rückblick auf die Forschungsgeschichte der Weinberghöhlen — verfaßt von Graf Vojtkffy — und eine kurze Beschreibung der neueren Grabungen des Institutes für Urgeschichte der Universität Erlangen, mit denen sich das vorliegende Werk hauptsächlich befaßt.

Der Beschreibung des archäologischen Fundmaterials von Zotz folgen Abschnitte über andere paläolithische Funde aus der Umgebung, die sedimentanalytischen Untersuchungen von Gisela Freund, Diskussionen über die Fauna und Flora von Florian Heller und von Elise Hofmann. Das Werk schließt mit einer Zusammenfassung der Resultate sowie mit englischen und französischen Résumés.

Die Hauptgrabungen, mit denen sich das Werk befaßt, wurden in den Jahren 1947—1949 durchgeführt. Die Fundgliederung ergab folgende Resultate. Ein Magdalénien fand sich nur in den Schichten außerhalb der Höhlen 1 und 2 und ist typologisch unerheblich. Die dazugehörige Fauna ist u. a. durch *Ursus spel.*, *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tich.* sowie drei Lemmingarten charakterisiert. Bestimmungen von Holzkohlenresten zeigten das Vorkommen von *Pinus silvestris*, *Quercus pedunculata*, *Ulmus montana* und *Salix*. Ein Spätaurignacien (Aurignacien II mitteleuropäischer Gliederung) fand sich in Form eines reichhaltigen Rastplatzes, nicht jedoch das Magdalénien unterlagernd, sondern vor den Felswänden der Höhlen unter kleinen Schutzdächern. Es lag unter einer zwei Meter mächtigen, lößhaltigen Ablagerung. Das Aurignacien ist insofern interessant, als neben den üblichen Gerätetypen auch Formen gröberen, beinahe altpaläolithischen Charakters gefunden wurden. Dieser Befund nebst den derselben Schicht entstammenden durchlochten Elfenbeinanhängern deuten auf östliche Kulturbeziehungen hin. Ebenfalls wurde in den Aurignacienschichten eine rotbemalte anthropomorphe Statuette aus Kalkstein gefunden, die als Symbol des Zweigeschlechterswesens angesprochen wird. Die Fauna bestand u. a. aus *Ursus spel.*, *Lupus*, *Equus spec.*, *Rhinoceros tich.*, *Elephas primigenius* sowie Wühlmäusen. An Flora konnten *Pinus silvestris* und *pinus cembra* bestimmt werden.

Das Jungpaläolithikum konnte somit in Form zweimaliger Begehungen nachgewiesen werden. Eine ebensolche doppelte Begehung ergab sich für das Altpaläolithikum. Der jüngere Fundkomplex, ein Präsolutréen II, das sich wiederum in zwei stratigraphisch trennbare Zo-

nen teilen läßt, deren untere sich als guter Klimaindikator erwies, setzt sich zwar stratigraphisch klar von dem untergelagerten Präsolutréen I ab; kulturell jedoch weisen die Geräte beider Phasen eine einheitliche Entwicklungslinie auf. Das Präsolutréen II lieferte Abschlüge und Breitklingen, unter denen sich sowohl solche mit glatten als auch mit facettierten, levalloisartigen Schlagflächen befanden. Mousterioide Schaber mit einer Neigung zur Blattform sind häufig vertreten. Handspitzen fehlen. Schöne Blattspitzen, in Form von Lorbeer-, Weiden- und gelegentlich Buchenblättern sind die Leittypen der Industrie des späteren Präsolutréens. Klare Knochengeräte konnten nicht festgestellt werden. Die Faunen beider Präsolutréen-II-Zonen wiesen *Ursus spel.* und *Euquus spec.* auf. Lediglich in der oberen, kälteren Zone fanden sich u. a. *Rhinoceros tich.*, *Lepus timidus* sowie viele Lemminge und Wühlmäuse. In der unteren Zone konnte das Mammut festgestellt werden. Holzkohlebestimmungen aus beiden Zonen des Präsolutréen II erwiesen das Vorkommen von *pinus cembra*, *pinus silvestris*, *Quercus pedunculata* und *Fraxinus excelsior*.

Das Präsolutréen I, der älteste Fundkomplex aus den Weinberghöhlen, läßt sich ebenfalls an zwei, stratigraphisch trennbare, aber kulturell gleichartige Schichten binden. Wiederum sind Breitklingen und Abschlüge verschiedener Schlagflächenpräparierung häufig vertreten. Neben diversen Geräten finden sich jetzt auch echte Handspitzen und Fäustel. Blattspitzen in Birken- und Erlenblattform bilden die Leittypen dieser Industrie. Die Fauna wies u. a. *Ursus spel.*, *Rhinoceros tich.*, *Rangifer spec.*, *Bison priscus* und *Elephas primigenius* auf. Kleinnager konnten nicht festgestellt werden. Die Flora ist mit *pinus cembra* vertreten.

Zusammenfassend stellen die Verfasser fest, daß mit dem Fehlen einer interglazialen Fauna in den gesamten Schichtfolgen der Höhlen diese und die darin enthaltenen Kulturreste ohne jeden Zweifel zeitlich nach dem letzten Interglazial abgelagert wurden. Dieser Befund wurde auch durch die Resultate der Sedimentanalysen bestätigt. Die älteste Begehung der Weinberghöhlen dürfte in die Endphase des Würm-I-Vorstoßes fallen. Es handelt sich hierbei um die Träger des Präsolutréen I. Die Präsolutréen-II-Phase kann auf Grund der Sedimentanalysen und des Florabefundes einer wärmeren Klimaperiode, dem Würm-I/II-Interstadial zugeschrieben werden. Das Ende der Präsolutréen-II-Phase fällt noch in den beginnenden Würm-II-Vorstoß.

Das Spätaurignacien der jungpaläolithischen Sedimente läßt sich sowohl aus faunistischen als auch sedimentanalytischen Gründen möglicherweise dem Würm-II/III-Interstadial zuweisen. Das Magdalénien ließe sich aus ebensolchen Gründen dem Würm-III-Vorstoß angliedern. Es sei jedoch betont, daß die chronologischen Zusammenhänge des Jungpaläolithikums von Mauern weniger gut geklärt sind als die des Altpaläolithikums.

Der Rezensent stimmt mit Zoltz darin überein, daß dem Spätaurignacien mit seiner eigenartigen Zusammensetzung und dem Vorkommen der Elfenbeinanhänger ein deutlich östliches Gepräge im Sinne Mährens und Niederösterreichs anhaftet. Auch scheint das Präsolutréen gewisse Beziehungen nach dem Osten hin zu haben. Jedenfalls sollte man Verbindungen nach dem Szeletien hin für durchaus möglich halten.

Das vorliegende Werk über die Weinberghöhlen bei Mauern — es kann nur wiederholt werden — stellt einen hervorragenden Beitrag zur Erforschung des mitteleuropäischen Paläolithikums dar. Die aus der Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen gewonnenen Schlußfolgerungen scheinen im wesentlichen stichhaltig zu sein und beweisen, wie fruchtbringend eine derartige Zusammenarbeit sein kann. Werke dieser Art, mit einer methodisch wie auch publikationstechnisch ebenso erfreulichen Fundvorlage und Bearbeitung sind leider noch nicht allzuoft in der Fachliteratur anzutreffen und daher besonders begrüßenswert.

Olaf Prüfer

BRIGGS, L. Cabot: *The Stone Age Races of Northwest Africa*. VI and 98 pp. With 18 Half-Tone Plates, 2 Illustrations, 4 Line-Cut Figures, and 22 Tables. American School of Pre-historic Research, Peabody Museum, Harvard University, Bulletin No. 18. Cambridge, Mass., USA., 1955.

Diese Studie darf für sich in Anspruch nehmen, die bisher umfassendste und vollständigste Zusammenschau der zugänglichen Ausbeute an menschlichen Gebeinen in dem Raume zwischen Libyens Westgrenze und Atlantischem Ozean sowie zwischen Mittelmeer und äußerster Sahara-Südgrenze zu sein. Hatte das Monumentalwerk von Bertholon und Chantre (1913) die körperliche Beschaffenheit der Bevölkerung der „östlichen Berberei“ seit vorgeschichtlichen Zeiten bis zur Gegenwart geschildert, so legten Boule und Vallois im Rahmen der Prachtmonographie Arambourg, Boule, Vallois und Verneau (1934) über den Höhlenfundplatz von Afalou-bou-Rhummel in Nordalgerien den anthropologischen Befund dieser mesolithischen Station dar.

Der Verfasser skizziert knapp die paläo-, meso- und neolithischen Fundplätze, wobei das Fehlen einer allseits anerkannten nordwestafrikanischen Zeiten- und Kulturenfolge mißlich fühlbar wird (vgl. jedoch neuerdings Balout 1955). Tanger 1 und 2 aus dem Levallois-Moustérien und der von Balout (1954) trotz Fehlens von Kulturzeugnissen in der betreffenden geologischen Schichte dem Mittelacheuléen zugewiesene zertrümmerte Schädel mit Unterkiefer von Rabat werden seit Senyürek (1940) bzw. Boule und Vallois (1952) zu *Homo neanderthalensis* gestellt, wenn letzterer nicht gar noch primitiver ist. Die Fundumstände des meso- und neolithischen Schädelgutes sowohl in Höhlenablagerungen und einfachen Freilandstationen als auch in Kjökkenmöddingern werden besprochen. Vor allem 34 Männer- und 22 Frauenschädel aus dem Meso- und 7 Schädel aus dem Neolithikum bilden die Untersuchungsgrundlage.

Die Variabilität der Gesamtmesolithiker übersteigt die der Guanchen der Kanarischen Inseln (Hooton 1925), Knoll-Indianer (Snow 1948) und Pueblo-Indianer von Pecos (Hooton 1930), wobei man sich gegenwärtig halten muß, daß Guanchen und Pecos-Pueblos in deutlich unterschiedene Komponenten zerfallen. Der Verfasser anerkennt innerhalb der Mesolithiker Nordwestafrikas 4 morphologische Formen. Wenn sich auch nicht erweisen läßt, daß die aus dem östlichen Mittelmeerbereich, Afrika, Nah- und Mittel-Ost zum Vergleich herangezogenen Funde älter sind als sein am reinsten von Afalou 28 und Dar es-Soltan C-1 dargestellter Typus A, so wird doch ein Nah-Ost-Ausbreitungszentrum angenommen und aus der Kombination morphologischer Züge des westeuropäischen Jungpaläolithikers von Combe Capelle und Předmost (vgl. bereits Coon 1939 und Hooton 1946) mit denen von den „Mediterraneans“ die Bezeichnung „Palaemediterraneans“ geschaffen. Es handelt sich um die anscheinend älteste Schichte der nachjungpaläolithischen Sapiens-Bevölkerung im ganzen östlichen Mittelmeerbecken und in Nah-Ost, die sich westwärts entlang der Südküste des Mittelmeeres nach Nordwestafrika ausgebreitet haben dürfte, wo sie als Träger oder Schöpfer des Mouillien fortgeschrittener Sammler war oder wurde. Die Formentsprechungen des durch Aioun Berich (♂) und Mouhaad 5 (♀) repräsentierten Typus B vermerken auf mediterraner Grundlage boskopoide und im weiblichen Geschlecht negroide Züge, so daß angesichts der noch nicht erfolgten Verfeinerung zum „Classic Mediterranean Type“ die Benennung „African Mediterranean“ gewählt wird. Die nicht-mediterranen Merkmale werden als auf der Südwestwanderung durch den Sudan erhalten erachtet, von wo sich der „African Mediterranean“ nicht nur nach Norden, sondern auch nach Süden wandte, indem der vermutlich der Mittelsteinzeit Südafrikas zugehörnde Schädel von Ingwavuma jetzt als Mischform mit einem Florisbad-ähnlichen Typus aufgefaßt wird. Der Tenor der Morphologie des Typus C, für den als Beispiele Afalou 40 (♂) und Afalou 27 (♀) angeführt werden, sei alpin, weshalb der paradox klingende Name „African Alpine“ vorgeschlagen wird. Doch wird nicht an einen selbständigen Wanderzug dieses Typus aus Südwestasien gedacht, sondern vielmehr an einen Minder-

heitenanteil innerhalb der nach Nordwestafrika gelangenden „African Mediterraneans“. Der Typus D schließlich, etwa in Afalou 11 (♂), Mechta 9 (♂) und Afalou 13 (♀) personifiziert, scheint eine „local synthetic variety“ zu sein, entstanden aus der Kreuzung der drei vorerwähnten Formen mit anschließender inzüchterischer Weiterentwicklung. Weder fände sich in Afrika, im östlichen Mittelmeerbecken und in Nah- und Mittel-Ost eine Entsprechung, noch zeigten sich irgendwelche deutliche „cromagnide“ Züge, die in ähnlichem oder höherem Grade nicht auch bei den „Palaemediterraneans“, also Typus A, gegenwärtig seien. Trotz der ungewöhnlichen „Afalou family resemblance“ wirkt Typus D als morphologisch noch am weitgehendsten variabel, wie bereits Gates (1948) im „A(l)falou type“ „the product of hybridization“ sah. Gemäß den von Coon, Garn und Birdsell (1950) entwickelten Reklassifizierungsrichtsätzen wird die Benennung „Mechta-Afalou-Type“ gegeben, da die unterscheidenden Eigenheiten dieses Typus D zuerst an drei Schädeln von Mechta-el-Arbi, gemeinhin bekannt als „type de Mechta“, aufgefallen seien, während die wahre Natur durch Afalou-bou-Rhumel offenkundig geworden sei. Unbeschadet des „Mechta-Afalou-look“ als einer Art Familienähnlichkeit fand sich in Mechta-el-Arbi eine Frau ziemlich „pure“ „African Mediterranean“-Gepräges (Mechta 32) neben einem Manne (Mechta 16) und einer Frau (Mechta 13) von guter „African Alpine“-Artung, sowie in Afalou-bou-Rhumel ein Symposium von etwa 14 Vertretern des „Mechta-Afalou-Type“, 3 „mixed“ „Palaemediterraneans“, mindestens 5 „mixed“ „African Mediterraneans“ und 7 „mixed“ „African Alpines“. Vielleicht verdanken zwei ♀ Schädel von Hotu, Nordiran, einer ähnlichen Kombination zugrundeliegender Nah-Ost-Formen die Eigenart ihrer Typusprägung.

In den 4 (bzw. 6) neolithischen Schädeln aus dem Norden, nämlich Kef-el-Agab 1 (♂), Nordwesttunesien, Troglodytes 1 (♂) und 2 (♀) (sowie Polygone 1 und Cuartel 1) bei Oran sowie Tanger 3 (♂) klingen morphologische Züge des „Mechta-Afalou-Type“ nach, indem neben „Palaemediterranean“-Gepräge „African Mediterranean“-Artung steht. Aus dem Süden paßt der Schädel von Dar es-Soltan B-1, Südwestmarokko, obwohl deutlich negroid, ins Gefüge des rezenten Senegalesentypus und Tamaya Mellet C-IV, Französisch-Nigerien, mit Anklängen an den „Mechta-Afalou-Type“ in den morphologischen Rahmen der Fulbe mit gewissen Buschnegerzügen, so daß die Neolithiker des Südens insgesamt rassisch als „Hamitic in the East African sense“ und als „skeletal Mediterranean but dark skinned“ (Coon 1939) anzusprechen sind.

Zur Pathologie wird vermerkt, daß im Mesolithikum die Sitte des Zahnentfernens (zumeist Incisivi, manchmal auch Canini) bei Heranwachsenden verbreitet ist, ein Brauch, das im Neolithikum zurückzutreten scheint. Ein Fall von Trepanationsschnitten und vier Fälle gelegentlicher Verletzungen werden berichtet. Ein durchgängiges Merkmal der Afalou-Serie, ja des ganzen Gebeingutes ist das Vorkommen deutlicher Osteoporosis, wenn auch gewöhnlich in milder Form, ferner ein überraschend hoher Kariesbefall und eine besondere Anfälligkeit für Alveolarabszesse. Muß schon bei dieser in einem milden Klima im Freien lebenden Bevölkerung der den Kalkstoffwechsel störende Mangel an Vitamin D auffallen, so bedarf um so mehr die Tatsache einer Klärung, daß die Küstenbewohner stärker noch als die Inlandsleute betroffen sind.

Ganz unbestreitbar liegt ein ungewöhnlicher Versuch einer gar schwierigen typologischen Ausdeutung vor allem der mesolithischen Kranien Nordwestafrikas vor, die auch der klassischen amerikanischen Verfahrensweisen eines Hooton (1930), Angel (1944) und Snow (1948) entraten mußte. Es ist zu bedauern, daß die Diagraphentechnik mit ihren Sagittal-, Horizontal- und Frontalkurven nicht zusätzlich angewandt worden ist. Das Erfassen doch möglicherweise rein brachykraner Individualvarianten dolichomorpher Typen als „alpin“ dürfte noch am meisten Widerspruch finden. Das Typengemenge und -gemische der bisherigen nordwestafrikanischen Cromagniden, deren Züge vom Verfasser indessen weder bei den „Palaemediterraneans“ noch beim „Mechta-Afalou-Type“ verneint werden, aufzugliedern, bleibt ein

unabdingbares Verdienst. Doch nimmt es wunder, warum die Aufgliederung der cromagniden Guanchen nicht irgendwie zum Vergleich herangezogen worden ist, um die vom Verfasser getätigte Vernachlässigung cromagnider Merkmalkomplexe, wie sie in der Namengebung der Typen sich spiegelt, zu untermauern. Das um so mehr, wenn Komponenten von Elmenteita, Kenia (Keith 1931), von Sialk, Iran, (Vallois 1940), und der Altgriechen (Angel 1943) mit des Verfassers Typen A, B und C je sich identifizieren ließen sowie Tepe Hissar (Angel 1944) und Kisch (Buxton und Rice 1931) für Typus A, eine Komponente der Spätprädynastiker und Frühdynastiker Unternubiens (El Batrawi 1935) sowie Shuqbah, Palästina (Keith 1931), für Typus B sowie Megiddo (Hrdlička 1938) und der Schädel von Singa, ehemaliger Englisch-Ägyptischer Sudan (Woodward 1938 und Wells 1951), für Typus C herangezogen worden sind. Übrigens will sich doch nur der Typus B, die „African Mediterraneans“, dem uns geläufigen Bild der Mediterraniden fügen, wenn von den boskopoiden und negroiden Einstrahlungen abgesehen wird.

Die Schrift ist gut ausgestattet und vor allem mit ausgezeichneten Photos versehen. Sie belegt die unerläßliche Notwendigkeit, über Maßnahmen, Morphognostik und Bezug auf bereits vorliegende Veröffentlichungen über Einzelschädel und Schädelserien hinaus bei Betrachtung großer Räume durch persönliche Inaugenscheinnahme der Schädel selbst in immer wiederholter vergleichender Inspektion zu einer Typengliederung vorzudringen. Dank der eigenwilligen Betrachtung, die ganz neue Wege und Sichten zum Verständnis der Mesolithiker Nordwestafrikas geht und eröffnet, wird diese Schrift aus den künftigen Auseinandersetzungen nicht mehr hinwegzudenken sein.

Karl H. Roth-Lutra

W. WÜST: *Indogermanisch peleku* — „Axt, Beil“. Eine paläolinguistische Studie. Annalen der Finnischen Akademie der Wissenschaften, Serie B, Bd. 93, 1. 145 S. Helsinki 1956.

Es kann von einem Nichtlinguisten, also auch vom Rezensenten, kaum beurteilt werden, inwieweit sich die sprachgeschichtlichen Ableitungen des Verfassers als stichhaltig erweisen, doch ist daran im Hinblick auf wissenschaftlichen Ruf und Rang des Indogermanisten Wüst wohl nicht zu zweifeln. Dieser hat mit vorliegender Veröffentlichung nicht nur in die Prähistorie schlechthin, sondern zumal auch in die Altsteinzeitforschung ganz neue Gedanken getragen und, nachdem in den letzten Jahrzehnten wesentliche Aufhellungen wieder nur von den Naturwissenschaften kamen, gezeigt, daß auch geisteswissenschaftliche Methoden vom Niveau der hier vorliegenden imstande sind, unseren Forschungsstand um ein merkbares Stück vorwärts zu treiben.

Unter den Bezeichnungen für Beil, Hammer, Axt ragt die Gleichung altindoeurop. *partasú* = *πέλεκυς* als zweifellos interessanteste hervor, wobei sich Lehngleichungen und sonstige Ableitungen für eine Reihe hierhergehöriger altsprachlicher Bezeichnungen doch als zweifelhaft erwiesen. Verfasser hält es für einen Irrweg, die partielle Gleichung *pilakku* *πέλεκυς* = *parasu* an die sumerisch-semitische Vorform anzuknüpfen, wie das lange Zeit üblich war. Bei der Dunkelheit des Ursprungs will er dagegen anhand idg. Laut- und Wortmaterialien erneut dieser Frage nachgehen. Dabei sind nach ihm „die Fundamente unausbleiblich tiefer zu legen, wobei die vorgeschichtlichen Kulturabläufe zu berücksichtigen sind“. Nach Klärung der Reim-Verbandsverhältnisse im einzelnen wird versucht, auf die Ausgangsposition zurückzugehen, wobei sich bereits eine bestimmte sinngebundene Ordnung durchweg sehr alter Begriffe ergibt. Dabei wird u. a. hauptsächlich über „den Tierpartner als den jägerischen Gegenspieler des Menschen“ ausgesagt, und es kündigt sich die Auseinandersetzung mit dem Tier, dem „die Waffen abgelautet und angepaßt“ sind, an. Alles das läßt nach Verfasser auf einen Bereich schließen, der unleugbar vor dem geschichtlichen Indogermanentum liegt, es ist mithin eine „kompakte Sphäre der Jagd“ terminologisch zu fassen.

Es werden weiter gewisse Wortpaarungen, Verbindungen und Gruppierungen behandelt, die als auf die Jugendweihe des Jungpaläolithikums mit Waffenanwendung auch am tierischen Phantomkörper bezüglich, urgeschichtlich belegbar werden oder denen man sogar Realbefunde wie in Stellmoor oder im paläolithischen Bärenkult gegenüberstellen kann. Solchen und anderen, im einzelnen erläuterten und durchaus auf eine Zeit anwendbaren Situationen, in der die Jagd die Lebensgrundlage bildete, fügt sich *peleku* zwanglos ein. „Ein unerwartetes Licht“ fällt nun auf dieses Wort durch das altindoarische *lašuna* (Lauch, Knoblauch). *lašuna* nämlich ist ableitbar von einer idg. Grundform *lekuno* und ist mit *peleku* Abkömmling ein und desselben *leku*. Die Kernzeile *lek* aber tritt im Sinnverband totemistischer Jagd auch sonst als „tierhaft Gehörntes“ und zugleich „pflanzenhaft Ragendes“ hervor, in welcher Bedeutung sie z. T. bis heute in der Jägersprache fortlebt. Das geweih- oder gehörntragende Tier zog schon sehr früh die Benennung vieler Pflanzen auf sich. In Form der Geweihhacke oder -keule oder der Spitzhaue aus Geweih zeichnet sich weiter ein Fixpunkt früher Kulturentwicklung ab. Die Ausgangsstellung des tierhaft Gehörnten lebt aber z. B. auch weiter im Hörnerhelm. Hochaltertümliche Zusammenhänge sprach- und sachgeschichtlicher Art ergeben sich endlich zu Tätigkeiten wie „den Boden mit der Geweihhacke oder Spitzhaue aufgraben“, was dem Zerwirken des ein Geweih tragenden Tieres analog ist.

Wenn Verfasser etwa darin erinnert, daß im Rigveda der in der Not umklammerte Baum festgehalten wird, „wie das Gefieder eines fliegenden Vogels“, so bedeutet das „mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit“ soviel, wie daß der Jäger seiner Schwerkraftfalle (Baum) die Schwungkraft eines Vogels anwünscht. Stück um Stück wird dergestalt „eine hochaltertümliche Situation zusammengefügt, in deren Kernfeld die Anlage einer Fallgrube nebst der Verwendung des vom Beil geschlagenen Baums sich befindet.“

Nachdem Verfasser von verschiedenen Ausgangsstellungen her die prähistorische und „kultur-landschaftsgeographische“ Position des idg. *peleku* fixiert hat und dabei „in nicht vermutete Zeittiefen“ hat vordringen können, kommt er zu dem Schluß, daß „tierhaft Gehörntes — pflanzenhaft Ragendes“ in das Jungpaläolithikum verlegt werden könnte. Seine Bedenken bezüglich der erst postglazial auftretenden Alliumarten erscheinen nicht so schwerwiegend, wenn man an die wärmeren Interstadiale und an südwesteuropäische Glazialklimata denkt. Verfasser erinnert denn auch selbst daran, daß die vorgeschichtliche Ursprache im semito-hamitischen Bereich nach sprachgeschichtlichen Überlegungen auf 10 000 v. Chr. geschätzt wurde. Die ausgezeichnete Kenntnis des einschlägigen vorgeschichtskundlichen Schrifttums und die oft bewunderungswürdige Verknüpfung der in ihm niedergelegten Anschauungen und Ergebnisse mit seinen sprachkundlichen Ableitungen erlauben Verfasser schließlich den Schluß, daß das Beil als Bodenhacke oder Spitzhaue ein sachgeschichtliches Ergebnis liefere, das mit der Aussage *leku* —> *peleku* einwandfrei übereinstimme. So wird ein Labialkreis erschlossen, der, „aus einem uralten Zeremonial-Zentrum entstanden, von SW-Europa her während des oberen Paläolithikums ausstrahlt. Während der (Würm-)Eiszeit sei es im Lößbereich der Periglazialzone zu zwei „Konkretisierungen“ des „tierhaft Gehörnten“ gekommen, „wobei in strengsinniger Abhängigkeit in der Benennung nicht nur das geweihtragende Tier selbst, sondern auch die seiner Erlegung geltende Aktion und das aus seiner Substanz gefertigte Gerät mitgesetzt sind“. Die eine dieser Kristallisationen ist nach Wüst vergesellschaftet mit dem Mammüt (östliches Spätaurignacien/Gravettien) und reicht von der Sowjetunion bis nach Mähren; die andere wäre dem Rentierjägerkreis schlechthin zuzuordnen. *Leku* wurde von der epipaläolithischen Zone des Magdalénien rezipiert und erstmals als Gegenstandsverdichtung „Erd- oder Bodenhacke“ mit der Wortform *peleku* belegt.

Verfasser ist auf das Indogermanenproblem als Ganzes nicht eingegangen, wenn ihm das auch „ungemein verlockend“ erschien. Aber davon abgesehen macht das Hineindenken „in neue, der Sprachwissenschaft vielfach ungewohnte, aber ungemein fruchtbare Situationen“ die Lektüre dieses Buches zu einer Fundgrube auch für den Prähistoriker, dem manches ihm

bisher Rätselhafte nunmehr klar erscheinen muß. Mit guten Gründen darf man jetzt schließen — und das erscheint mir das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit — daß die Ur-Indoeuropäer im Jungpaläolithikum zu suchen sind. Das mag für viele Forscher eine weitgehend neue Konzeption sein, vom Rezensenten wurde und wird sie freilich seit nahezu zwei Jahrzehnten verfochten.

L. Z.

H. L. MOVIUS and Sh. JUDSON: *The rock-shelter of La Colombière*. With a report on the fauna by H. Gauthier and a résumé by F. H. Bordes. 176 Seiten mit vielen Textbildern und Tafeln. American school of prehistoric research, Bulletin Nr. 19. Cambridge/Mass. 1956.

Der Abri sous roche La Colombière ist nahezu 50 m lang und mehr als 12 m tief. Er liegt am Westrand des französischen Juras, 18 km südöstlich von Bourg und stellt einen in vielerlei Hinsicht landschaftlich begünstigten Punkt im Tal des Ain dar, das dort den natürlichen Zugang in die Mitte des Juras hinein bildet. Die Grotte, denn von einer solchen kann man schon fast sprechen, liegt überdies nur wenig mehr als 50 km östlich von Solutré. Movius wird also wohl gewußt haben, weshalb er gerade diesen Ort wählte, um dort seine großzügigen Forschungen anzusetzen. Leider ist aber auch in La Colombière — wo wäre das anders in Frankreich! — seit bald 100 Jahren gewühlt und geforscht worden. Der dabei erfaßte paläolithische Rastplatz erreichte deshalb eine besondere Bedeutung, weil eine Anzahl von Geröllen gefunden wurden, die mit über- und durcheinandergravierten Figuren eiszeitlicher Tiere bedeckt sind. Movius gelang es, einen weiteren derartigen Stein zu finden, und er hat den Wirrwarr seiner Figuren nach bestimmten Verfahren mit Erfolg in Einzelbilder aufzulösen versucht, um dann diese Darstellungen von Pferden, Rentieren, Nashörnern, Mammuten und anderen Großtieren mit jenen zu vergleichen, die auf den früher ausgegrabenen zur Wiedergabe gelangt sind. Sehr merkwürdig sind die gefiederten Pfeile (?), die manche Tiere als Einschüsse in der Bauchlinie tragen. Ein Jäger kann ein Tier nicht mit propulseur und Pfeil durch Einschuß von unten in die untere Hals- oder Bauchregion erlegt haben. Auch Graf Vojkffy, einer der besten Kenner primitiver und entwickelter Jagdmethoden, kann diese auf Geröllen von La Colombière zur Darstellung gebrachte Form des Erlegens von Wild nicht erklären. Die pierres gravées selbst und ihr Sinn sind vom Grafen Bégon in QUARTÄR 6 einer besonderen Behandlung gewürdigt worden.

Die Bodenfolgen waren von einer seltenen Eindeutigkeit und Einheitlichkeit. Zwei oder drei mehr oder minder starke Wohnböden wechsellagerten mit fluviatilen Schichten, die der 23 m-Terrasse des am Fuß des Abri dahinströmenden Ain zuzurechnen sind. Nach Ausweis der Steinwerkzeuge, die teils aus kleinen Silexknollen des Talgebietes, seltener aus Konkretionen im anstehenden Jurakalk hergestellt wurden, gehören die Wohnböden dem jüngeren (oberen, späten) Périgordien an. Sie repräsentieren den Niederschlag wohl nur vorübergehender sommerlicher Jagdexpeditionen. Dank der sehr genauen Beobachtungen konnte nachgewiesen werden, daß die jungpaläolithischen Jäger durch plötzliche Überschwemmungen mehrfach vertrieben wurden, wobei sie die besonders wertvollen gravierten Gerölle liegen ließen. Über dem Périgordien lag ursprünglich noch Magdalénien und Neolithikum, doch konnten die Ausgräber von 1948 nur noch geringe Reste des ersteren in einer Spalte erfassen.

So wertvoll an sich die Aufrollung der örtlichen und regionalen Probleme des Pleistozäns und der pleistozänen Fauna, sowie die daraus abgeleiteten paläogeographischen Überlegungen auch sind, so haben sie leider nicht erlaubt, zu einer genauen geologischen Datierung der Périgordienhorizonte zu gelangen. Die zwischen die Kulturschichten eingeschalteten Terrassenreste kann man zwar einerseits mit dem Außenrand des Würmgletschers im Ainbecken, andererseits mit den fluvioglazialen Ablagerungen der Würmmoränen, welche zum System der

rhodanischen „moraines internes“ gehören, in Beziehung bringen, doch besagt das nicht mehr als eben würmglaziales Alter. Die „kalte“ Fauna hilft, wie üblich, auch nicht viel weiter, und die C¹⁴-Methode hat bedauerlicherweise wegen Verunreinigungen neueren Datums auch zu keinem annehmbaren Ergebnis geführt.

Die eindringlichen typologischen Vergleiche haben ergeben, daß das Endpérigordien von La Colombière dem „Spätaurignacien“ von Solutré eng verwandt ist, mithin auf jeden Fall älter als das Solutréen im Saonetal. Die Tierbilder zeigen einen Stil, der zu jenem des Magdalénien überleitet.

Anlage und Ausführung der vorliegenden Arbeit sind technisch wie inhaltlich vorbildlich. Es gibt von kaum einem bedeutenden französischen Fundplatz eine so brauchbare Monographie wie diese, die reich mit Karten, Profilen, guten Zeichnungen, Landschafts- und Grabungsaufnahmen usw. ausgestattet ist. Wenn Movius die große Bedeutung von neuen Forschungen hervorhebt, die in Solutré anzusetzen wären, so kann man nur wünschen, es möchte ihm selbst oder einem ähnlich erfahrenen Forscher vom Fach und nicht einem der ungezählten Liebhaber-Ausgräber gelingen, diese durchzuführen. L. Z.

K. J. NARR: *Das rheinische Jungpaläolithikum*. Zugleich ein Beitrag zur Chronologie der späten Altsteinzeit Mittel- und Westeuropas. Beiheft 4 der Bonner Jahrbücher, Bonn 1955.

K. J. Narr hat mit dieser Arbeit ein einprägsames Bild von der Geschichte des Jungpaläolithikums entworfen. Er nahm damit eine ursprüngliche Arbeit Hans Hofers wieder auf, die mit dem Kriegsende in Prag verloren ging. Zu weit ausgreifenden Vergleichen mit west-, mittel- und zum Teil auch osteuropäischen Fundplätzen genötigt, ergibt sich aus der Entwicklung im Rheinlande zugleich ein hochinteressanter Einblick in die Kulturwandlungen Mittel- und Westeuropas im Jungpaläolithikum. In zwei Tabellen legt der Verfasser seine Gedanken hierzu zusammengefaßt vor. Das schwierigste Kapitel des Jungpaläolithikums, die Geschichte des Solutréen, kommt allerdings nicht zur Sprache. Verfasser ist in der bevorzugten Lage, infolge Fehlens einschlägiger Funde im Rheinlande das Solutréen übergehen zu können, so daß sich seine Untersuchungen auf die Begriffe Aurignacien im weitesten Sinn und Magdalénien beschränken. Diese Unvollständigkeit der Darstellung muß aber in Kauf genommen werden, wobei dann allerdings der „Beitrag zur Chronologie der späten Altsteinzeit Mittel- und Westeuropas“ und Narrs Tabelle hierzu keinen Anspruch auf Vollständigkeit mehr erheben können.

Wer bei der heutigen Zerrissenheit der Meinungen über die Gliederung der letzten Eiszeit eine solche Arbeit wagt, der tut, wie Narr, gut daran, sich nur auf wirklich exakte und allgemein anerkannte Forschungsergebnisse zu stützen. Und solche kann man z. Z. wohl nur in der Sedimentanalyse von Lais (wie sie zum ersten Mal konsequent für Mauern von Freund durchgeführt worden ist) und in einem Teile der modernen, bodenkundlich gestützten Lössforschungsergebnisse sehen. Selbst bei letzteren gibt es noch diametral verschiedene Ansichten (Freising-Büdel), aber alle sind darin einig, daß der oberste Löss in Süd- und Westdeutschland, charakterisiert durch einen Naßboden bzw. dessen Äquivalente und durch Basisfließen in die „letzte Kaltzeit“, also zweifellos die Würmeiszeit gehört. Schon die Stellung der darunterliegenden Bodenbildung in der Soergelschen „Vollgliederung“ ist derart umstritten, daß Narr es wie viele andere vorzog, sich mit dem Ausdruck „letzte Warmzeit“ zu begnügen. Weitere große Schwierigkeiten liegen in der Dürftigkeit und geringen formenkundlichen Aussagefähigkeit des rheinischen Fundstoffes und schließlich in der Seltenheit wirklich gut erforschter Vergleichsstationen. Alles in allem wohl ein so unsicherer Baugrund, daß der Zweifel berechtigt erscheint, ob es zu einer Zeit, wo erst sehr wenige Ergebnisse der exakten C¹⁴-Methode in Europa vorliegen, überhaupt tunlich ist, wieder einmal ein neues System und neue Tabellen zu bauen. Wir müssen doch wohl zugestehen, daß in der Mehrzahl der Fälle

unsere Unterlagen für eine wirklich gesicherte historische Betrachtung der Altsteinzeit nicht ausreichen.

So gelingt es denn auch Narr nur mit ungezählten „dürfte“ und „wohl“ und ähnlichen die Unsicherheit der Ableitungen und der Wahrscheinlichkeiten bezeugenden Ausdrücken auf dem Grunde der glücklichen Mittelstellung seines Untersuchungsgebietes zwischen Ost und West und durch Ausschöpfung allerletzter Möglichkeiten, ein historisches Bild von der Kulturabfolge im Rheinlande zu entwerfen, von dem er ehrlicherweise selbst zugibt, daß es eine Hypothese sei, „in der versucht wurde, dem augenblicklich vorliegenden Fundstoff eine nach Möglichkeit alle erdenkbaren Fakten umfassende und in sich widerspruchsfreie Deutung zu geben“.

Leider steht dieser schöne Satz nicht durchweg auf absolut sicheren Füßen. Dies bei der Lektüre der umfangreichen Arbeit zu bemerken, ist nicht ganz leicht; der nicht sehr eingehende Leser des Werkes wird der geschickten und bestechenden Darstellungsweise ohne weiteres erliegen. Es ist hier angebracht, gegen die — leider auch schon von anderen geübte — Methodik der Darstellung zu protestieren, die einer starken psychischen Beeinflussung des Lesers nahekommt. Eine immer erneute Durchsprechung der einzelnen Fundpunkte nach allen Kategorien hin läßt es nämlich kaum fühlbar werden, daß hier anfänglich noch schwache und schwankende Möglichkeiten im Laufe der Darstellung immer wahrscheinlicher gemacht werden, bis das Hypothesengebäude die Schlußfolgerungen erträgt. Erschwert schon diese Zerstreuung der Untersuchung der einzelnen Fundplätze über mehrere Abteilungen des Buches die Möglichkeit, ein genaues Bild vom einzelnen Fundplatz zu erhalten, so macht ein ganz übermäßig kompliziertes System der Quellenzitierung und Bezugshinweisung den allermeist unter Zeitdruck stehenden Fachgenossen eine Nachprüfung so schwer, daß die Mehrzahl bestimmte Unebenheiten kaum bemerken wird. Eine wissenschaftliche Arbeit darf aber niemals die Kritik erschweren und zu bezaubern suchen.

So fügt es sich z. B. schlecht in den Rahmen des schönen Gedankens Narrs vom „Dualismus“ der rheinischen Höhlen- und Freilandrastplätze, wenn er in seiner Tabelle, Seite 264, Höhlen- und Freilandrastplätze nebeneinander und gleichzeitig in derselben Stufe 2a seines Systems auftreten läßt, nämlich Metternich, Rhens (und damit auch Kärlich), Kartstein III und Wildscheuer II, sämtlich in einem bereits kalten, wenn auch noch ozeanischen Stadium. Der Verfasser fühlt sich hier recht unsicher, teils, weil die Formen von Kärlich mit denen von Metternich und Rhens gar nicht zusammenstimmen (Seite 110), teils weil es sich um eine Lagerung in Fließlössen handelt. Eine Korrektur dieser Nebeneinanderstellung von Höhle und Freiland ergibt sich aus einer neueren Arbeit von Karl Brunnacker über das Lößprofil von Kitzingen am Main (*Germania* 34, 1956, S. 6, insbes. Abb. 2). Darin wird — was Narr natürlich noch nicht bekannt sein konnte — überzeugend dargeboten, daß beim Einsetzen des Bodenfließens am Hange zuerst der dunkle Humus der Bodenbildung A und dann erst der hellere Unterboden B abtransportiert wird, so daß diese Schichten in der späteren Ruhelage am Hangfuß in umgekehrter Reihenfolge wieder erscheinen. Somit sind die in der helleren über der dunkleren Fließerde von Metternich-Weglau lagernden Artefakte mit dem Unterboden einer warmzeitlichen Bildung hangabwärts gewandert und somit selbst warmzeitlicher Entstehung. Sie gehören in Narrs Stufe 1. Erst nach solcher Korrektur erhält der bestechende Gedanke Narrs vom zeitlichen Dualismus der rheinischen Höhlen- und Freilandstationen seine volle Abrundung, erst dann befinden sich alle rheinischen Freilandrastplätze in klimabegünstigten Phasen. Wildscheuer III wird als Höhlenstation dann ebenfalls seinen Platz etwas verändern müssen.

Solche Inkonsistenz erscheint aber harmlos gegenüber den Fällen, wo Narr, von seinem Schema verblendet, im Rahmen der besonders eingehenden typologischen Erwägungen gewisse Erscheinungen je nachdem bagatellisiert oder übertreibt. Es geht wohl nicht an, wie man mit Widerstreben wahrnimmt, zugunsten der Konstruktion der Tabelle Seite 262/263 Tatsachen

zu vergewaltigen. Narr kann (Seite 118) Kielkratzer im Olschewien nicht brauchen, daher schreibt er in der Bezugsstellennummer 754 von den Kielkratzern der Potočkahöhle: „Die so bezeichneten Stücke verdienen diesen Namen nicht.“ Wie vereint sich damit, daß er für den Kielkratzer von Wildscheuer III (Tafel 10, 5) die Möglichkeit der Datierung in die Stufe 1 zuläßt? Und wie verhält es sich mit den überhaupt nicht erwähnten Kiel- und Hochkratzern aus der Aurignacien-I-Fundschicht der Ilsenhöhle in Ranis? Eine große Rolle spielt bei Narr der Noailles-Stichel, von dem lange nicht mehr gesprochen worden ist. Er gibt ihm eine viel zu enge Definition als „Doppel- und Zwillings-Eckstichel“. Breuil hat diese Stichelform schon 1937 in den *Notes de voyage* für Pédmost als doppelte, dreifache und vierfache „Klingenstichel“ abgebildet (Fig. 10, 16–20) und in den *Subdivisions*, 2. Ed. 1937, Seite 16, Fig. 8, drei weitere Abbildungen (12, 13, 14) gebracht, wovon Nr. 12 einen einfachen Eckstichel mit der „troncature retouchée“ darstellt, als Variante des Noailles-Stichels. Auch das moderne französische Schrifttum definiert den Noailles-Stichel einfacher als Narr: «burin d'angle à troncature retouchée» (H. Alimen, *Atlas de Préhistoire*, Paris 1950, S. 145, Fig. 66, 4). Davon, daß diese Stichel unter allen Umständen „klein und dünn“ sein müßten, ist gar keine Rede.

Während nun Narr den sogar seiner zu engen Definition entsprechenden Noaillesstichel von Breitenbach, den Andree in seinem umfangreichen Buch als Fig. 10 auf Abb. 216 bringt, und die der französischen Definition genügende Form, Fig. 7 a.a. O. nicht erwähnt und Breitenbach in seine Stufe 2a einreicht (Seite 128: „Gravettien hier schon im Anfang der letzten Kaltzeit vertreten“), liegt nach seiner vergleichenden Zeittafel Seite 262/263 das „Noailles-Stadium“ in den Stufen 3b und 3c. Danach ist entweder Breitenbach falsch eingestuft oder das „Noailles-Stadium“ der Tabelle gilt ausschließlich für Westeuropa. Ist aber letzteres der Fall, dann geht es nicht an, daß Narr ein einziger Noaillesstichel genügt, um mit diesem „ungleich viel wichtigeren“ (Seite 158) Stück Mainz-Linsenberg vom Magdalénien ins Gravettien zu versetzen. Dazu ist der Fundplatz wohl doch zu farblos. Dies kommt aber daher, daß die Ausmerzung eines älteren als des Spätmagdalénien in Deutschland zugunsten des Gravettien ein ganz besonderes Steckenpferd Narrs ist. Er geht dabei so weit, daß er für Kartstein II sogar ein frühmesolithisches Alter in Betracht zieht (Seite 163). Das ist aber bei der Lagerung dieser Funde in einer meterdicken Strate rötlichgelben Lehms mit scharfkantig großstückigem grobem Frostschnitt eine bare Unmöglichkeit. Eine ebensolche Verzerrung der Tatsachen liegt vor, wenn auf Grund der Seite 411, Bild 211, 11 bei Andree wiedergegebenen Chatelperronspitze, die Narr in „Gravettmesser“ umbauft, schon in der Aurignacien-I-Fundschicht der Ilsenhöhle von Ranis, die Narr selbst Seite 128 in den Anfang der letzten Kaltzeit stellt, eine Gravettienkomponente angenommen wird.

Solche, je nach der Zuträglichkeit oder Unzuträglichkeit für Narrs Ableitungen sich widersprechenden Subjektivismen müssen im aufmerksamen Leser leider den Eindruck erwecken, als habe sich der Schatten des vorgefaßten Entwicklungsschemas, wohl dem Verfasser selbst unbewußt, hier und da zu stark in den Vordergrund gedrängt. In Wirklichkeit ist die jungpaläolithische Kulturgeschichte wohl viel bunter, als daß sie durch ein solches Schema hinreichend dargestellt werden könnte, und unsere Aufstellungen „reiner“ Gruppen sind doch wohl nur gedankliche Idealbilder, zumal wir aus der endlosen Spanne der Jahrtausende bisher doch höchstens Augenblicksbilder erfaßt haben. Es wird überall Übergänge geben, und deshalb dürfte es müßig sein, darüber zu polemisieren, ob eine Fundstelle kulturell als Magdalénien oder als Gravettien zu benennen sei. Wichtiger dürfte zunächst die Ermittlung der absoluten Zeitstellung mit modernen Methoden sein, erst dann dürften die Fragen nach der Kulturzugehörigkeit derart ineinandergreifender, in mannigfacher Überschiebung verflochtener Komplexe keine bloße Geschmackssache mehr sein.

So ist die fleißige Arbeit Narrs zwar eine dankenswerte und besonders für das Rheinland wichtige Gesamtdarstellung des dortigen jungpaläolithischen Fundstoffs, aber nur mit aller-

größter Vorsicht und allem Vorbehalt übernehmbar, soweit sie vorgibt oder beansprucht, ein Beitrag zur Chronologie des Jungpaläolithikums in Mittel- und Westeuropa zu sein. Derartige Darstellungen müssen heute, weil alle Grundlagen noch viel zu unsicher sind und die Zeit einfach noch nicht reif ist, stets an einer mehr oder weniger subjektiven Phantastik kränken.

Herbert Lindner

Alfred TODE: *Mammutjäger von 100 000 Jahren*. Natur und Mensch in Nordwestdeutschland zur letzten Eiszeit auf Grund der Ausgrabungen bei Salzgitter-Lebenstedt. 120 Seiten mit 72 Abbildungen. Braunschweig 1954.

Ein für den Heimatforscher und Laien geschriebenes Büchlein, das Begeisterung für die Urgeschichte zu erwecken und zum Nachdenken über Eiszeitalter und Altsteinzeitmensch anzuregen vermag! Durch geschickte Fragestellungen und oft amüsante und witzige Antworten weiß Verfasser die spröde Wirklichkeit einer mit allen zur Verfügung stehenden Forschungsmitteln durchgeführten Ausgrabung aufzulockern und, indem er spannend schildert, doch gediegenes Wissen zu vermitteln.

Das erfreuliche kleine Werk wird indes deshalb hier angezeigt, weil es auch für die Fachforschung von Wichtigkeit ist. Nachdem die Geländearbeiten abgeschlossen sind, wird man naturgemäß noch einige Zeit auf die Darlegung aller erarbeiteten Einzelergebnisse in einer hoffentlich umfangreichen Monographie warten müssen. Jetzt aber hat uns Verfasser schon vordem etwas in die Hand gegeben, das uns erlaubt, Salzgitter-Lebenstedt, das künftighin zweifellos zu den wichtigsten paläolithischen Fundplätzen Mitteleuropas zu zählen ist, in unsere Überlegungen und Ableitungen einzubeziehen. Die Datierung ergab überraschend den Anfang der Würm-Eiszeit. Überraschend deshalb, weil ein Teil der zunächst uneinheitlich erscheinenden Feuersteinindustrie älter zu sein scheint. Aber gerade darin liegt die überregionale Wichtigkeit von Salzgitter-Lebenstedt, daß es uns gelehrt hat, daß ein Ensemble von Faustkeilen, Blattspitzen, Schabern und Klingen von sowohl Clacton- als Levalloischarakter eine einzige Zivilisation bilden kann und daß diese geologisch einwandfrei so spät datiert wurde.

Ganz ähnlich wie in Salzgitter-Lebenstedt ist die Zusammensetzung der Gerätetypen in Kösten, das so lange umstritten war, und ähnlich ist sie auf dem unerhört reichen Oberflächenfundplatz von Lenderscheid in Hessen, wo man unnötigerweise versucht, die Einzeltypen in möglichst viele Stufen und Unterstufen, wie sie in Frankreich am Platze sein mögen, aufzugliedern. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, Lenderscheid repräsentiere eine einheitliche Kultur, sondern es soll nur die Möglichkeit, dem wäre so, angedeutet werden. Jedenfalls sind in Mitteleuropa die Verhältnisse nun einmal anders, wie uns in Braunschweig wieder einmal bewiesen wurde.

Schade ist, daß der Brunftbulle von Thaingen, indem er wieder einmal als „weidendes Ren“ erscheint, dergestalt die Zählebigkeit einmal eingebürgerter falscher Anschauungen beweist. Ähnlich ist es mit Solutré. Verschiedene Forscher haben seit langem gezeigt, daß die Ansicht von dem durch die paläolithischen Jäger verursachten Massenabsturz der Pferde unhaltbar ist. Wäre Verfasser, der uns diese Berichtigung nicht verübeln möge, selbst in Solutré gewesen, so hätte er sofort die Unmöglichkeit jener antiquierten Anschauung aus dem Gelände erkannt.

L. Z.

L. MÉROC, J. MAZET: *Cougnac, grotte peinte*. Préface et appendix par H. Breuil. 72 Seiten, 16 Tafeln. Stuttgart 1956.

Eine erfreuliche Bereicherung paläolithischer Kunst im Gebiet zwischen Dordogne und Lot, zwischen den Höhlen an der Vézère und Pech-Merle brachte die 1952 gelungene Entdeckung

der bemalten Höhle von Cougnac bei Gourdon. Louis Méroc und einer ihrer Entdecker haben ihr nunmehr eine kleine Monographie gewidmet, für die Abbé Breuil das Vorwort und einen Anhang über die Entwicklung der Perspektive „vor dem Solutréen“ schrieb. Die nur mäßig große Höhle enthält zehn von den Autoren unterschiedene Friese mit etwa dreißig bemerkenswerteren Malereien in einfacher Umrißtechnik, die im wesentlichen auf die linke Höhlenwand im hintersten Teil, ab 60 m vom Eingang entfernt, konzentriert sind. Der Beschreibung dieser einzelnen Friese folgt ein Kapitel über die Faunenreste, die sämtlich oberflächlich auf dem versinterten Höhlenboden aufgesammelt wurden. Dabei zeigt sich in der Liste der in Knochenresten überlieferten Species einerseits und der dargestellten Tiere andererseits kaum ein Zusammenhang. Letztere sind beschränkt auf Cerviden (4 Darstellungen), Elephasarten (5) und *Capra ibex* (7), während unter den Knochenresten genannt seien *Ursus spelaeus*, *Equus caballus*, *Sus scrofa*, *Cervus elaphus*, *Capreolus capreolus*, *Rangifer tarandus*, *Bos*, *Capra ibex*, *Rupicapra rupicapra*, *Nyctea nyctea*, *Lagopus lagopus*; Tiere, die teils als Jagdbeute, teils als auf natürlichem Weg in die Höhle hineingelangt, gedeutet werden und die insgesamt eine sehr uneinheitliche Faunengesellschaft repräsentieren. — Auch die wenigen Silexgeräte lagen blank auf dem versinterten Höhlenboden. Sie sind wenig charakteristisch und erlauben nicht mehr als eine Einweisung ins Jungpaläolithikum. Damit scheidet Cougnac als Siedlungsstelle aus. Ein kleinerer Rastplatz kann allenfalls unter dem Abri am Eingang bestanden haben. — Unter den weiteren Funden mag eine Lampe aus einem Stalagmitenende erwähnt werden, die von den Autoren als mit den Malereien gleichzeitig betrachtet und somit als eines der ältesten bekannten Exemplare angesprochen wird, wogegen ein bikonisch durchlohtes, in der Mitte zerbrochenes Quarzgeschiebe nicht älter als spätneolithisch sein soll.

Ein breiterer Raum wird der Auswertung der Bilder gewidmet, die trotz einer versuchten Untergliederung in vier oder fünf Phasen insgesamt dem Aurignacien-Périgordien-Zyklus zugewiesen werden. Hervorzuheben ist die Beobachtung, daß wiederholt einfache rote Umrißmalereien in gleicher Linienführung schwarz nachgezogen wurden, was die Geringfügigkeit einer möglichen chronologischen Differenz anzeigen mag. Auch die „perspective tordue“ erwies sich nicht als chronologisches Kriterium. In der Betonung der nahen Verwandtschaft zu manchen Bildern von Pech-Merle wird man mit den Verfassern einig gehen, in der Interpretation mancher Erscheinungen ihnen aber nur bedingt folgen wollen. Das gilt auch für die „neue Erkenntnis“, daß in Cougnac nicht die dargestellten Tiere, sondern die drei menschlichen Figuren als von Pfeilen durchbohrt wiedergegeben sind, woraus weitreichende Folgerungen gezogen werden. Leider sind zu einer entsprechenden Beurteilung die Abbildungsvorlagen, was insgesamt gilt, unzureichend. — Ähnlich vorsichtig wird man beim Charakter der hier z. T. abstrakte Züge aufweisenden Kunst vielleicht auch in der Interpretation der fünf Elefanten als *Elephas antiquus* sein müssen. Was dagegen die vier Cervidendarstellungen betrifft, deren Bestimmung als *Cervus megaceros* die Autoren ausführlich begründen, so darf man diese, nach einer lebenswürdigen Mitteilung von Graf Vojkffy, einem der besten Kenner eiszeitlicher und rezenter Jagdtiere, ohne weiteres akzeptieren. Unrichtig indes ist die Behauptung, es handle sich bei den vier Darstellungen von Cougnac um die einzig brauchbaren und wahren *Megaceros*wiedergaben, die bisher bekannt seien. Außer der in der Wissenschaft allgemein anerkannten Darstellung von Pech-Merle sind u. a. einige prachtvolle *Megaceros*bilder vor allem von Les Combarelles zu erwähnen. In der Literatur allgemein als Rentiere bezeichnet, hat Graf Vojkffy sie als erster als unzweifelhafte *Megaceronten* gedeutet. Darunter befindet sich auch die bekannte Wiedergabe zweier junger, sich im Brunftkampf gegenüberstehender Tiere, die Graf Vojkffy laut freundlicher Mitteilung als die besten *Megaceros*-Darstellungen in der gesamten paläolithischen Kunst ansieht.

Erwähnt seien schließlich noch die häufig beobachteten Fingerabdrücke, sämtlich positiv, meist schwarz und meist gepaart, die um Tier- und Menschenfiguren gruppiert sind. Ganze Hände fehlen. Ein chronologischer Wert kommt den Fingerabdrücken nicht zu. Einige tectiforme und

als Pfeile gedeutete Zeichen beschließen das im ganzen nicht sehr reiche Bildmaterial der Höhle von Cougnac.

Neben den wenig qualitätvollen Reproduktionen mögen noch die bedauerlichen Unrichtigkeiten in dem deutschen Résumé hervorgehoben werden, um so mehr, als das Büchlein in einem deutschen Verlag erschien. Nicht einmal die Bildunterschriften gelang es richtig zu übersetzen! Dafür zwei Beispiele: lampe = Schädeldecke! (S. 29), galet perforé = bearbeiteter Feuerstein! (S. 31), (das Stück besteht außerdem aus Quarz).

Gisela Freund

H. J. MÜLLER-BECK: *Das obere Altpaläolithikum in Süddeutschland*. Teil I, Text. 60 Seiten, Tabellen. Bonn 1957.

Die vorliegende bisher nur im Textteil erschienene Arbeit stellt ohne Zweifel einen interessanten, durchaus begrüßenswerten Versuch dar, das obere Altpaläolithikum Süddeutschlands zusammenfassend zu interpretieren. Ein derartiges Werk zu würdigen, ist insofern keine leichte Aufgabe, als es für den Rezensenten — zumindest im Idealfall — notwendig wäre, sich durch eine große Zahl von Einzelveröffentlichungen kritisch hindurchzuarbeiten, um einer solchen Aufgabe auch nur annähernd gerecht werden zu können. Der Rezensent muß indes gestehen, daß er sich dieser Mühe nur mangelhaft unterzogen hat. Im folgenden hat er sich daher auf Stichproben hinsichtlich des Fundmaterials und auf eine allgemeine Kritik der theoretischen Grundlagen und Folgerungen dieser veröffentlichten Tübinger Dissertation beschränkt, deren Aufbau ihm etwas verfehlt erscheint. Es sollte in einer wissenschaftlichen Arbeit doch wohl auf größte Übersichtlichkeit des Materials Wert gelegt werden. Die Methode des Verfassers, seine Fundorte im Hinblick auf Geologie, Archäologie, Fauna und Flora nicht geschlossen zu behandeln, sondern unter ebenso benannten Abschnitten die Unzahl der Stationen jeweils wieder separat durchzusprechen, macht die Arbeit unübersichtlich und erschwert daher ihre Lektüre in hohem Maße.

Unter den einzelnen behandelten Fundplätzen seien hier zwei herausgegriffen, Mauern und Kösten, mit denen der Rezensent aus eigener Anschauung vertraut ist, und über die er sich daher ein Urteil erlauben kann. Es ist unverständlich, weshalb Müller-Beck im Falle von Mauern sich lediglich auf die Angaben von Bohmers stützt. Der Befund der von Zotz und Freund nach dem Kriege durchgeführten Grabungen in den Weinberghöhlen lag ja zur Zeit der Niederschrift vorliegender Arbeit (auch in vorläufigen Mitteilungen) bereits vor, wenn auch die inzwischen erschienene umfangreiche Monographie (vgl. S. 226 dieses Bandes) über die zweite Grabung damals noch nicht im Druck erschienen war. Die Zotzschen Grabungen lediglich als eine Nachuntersuchung (S. 5) zu bezeichnen, und von den Ausgräbern als „die nur die Reste untersuchenden Nachgräber“ (S. 12) zu reden, entspricht doch wohl kaum den Tatsachen. Es genügt hier, auf die schon erwähnte umfangreiche Monographie von Zotz zu verweisen. Das wichtige paläolithische Fundmaterial von Mauern ist Müller-Beck offenbar nicht durch Autopsie bekannt, denn nur so läßt es sich erklären, daß auf S. 29 zu lesen steht: „Bei dem vorhandenen Material ist es leider nur möglich, auf den geringen Anteil der noch zu terminierenden Inventare einzugehen...“

Ob der Fundplatz von Kösten, wie Müller-Beck, antiquierter Literatur folgend, annimmt, überhaupt auf einer Terrasse liegt, dürfte zweifelhaft sein. Näheres darüber kann man in Freunds bereits 1951 erschienenem Blattspitzenwerk, S. 127—135, nachlesen, eine Mühe, der sich Müller-Beck, wie auch später noch ersichtlich, aber offenbar nicht unterzogen hat. Eine geologische Datierung von Kösten ist heute noch unmöglich und ein solcher Versuch, wie ihn Müller-Beck auf seiner dritten Tabelle vorgenommen hat, erscheint recht gewagt, übrigens auch hinsichtlich vieler anderer Situationen, die auf besagter Tabelle säuberlich in ein chronologisches System eingegliedert sind. Was den paläolithischen Fundstoff von Kösten anbelangt,

so sei hier lediglich vermerkt, daß die von Müller-Beck S. 29 verzeichneten quantitativen Angaben nicht stimmen. Der Rezensent hatte Gelegenheit, in die Sammlung des Urgeschichtlichen Institutes der Universität Erlangen Einsicht zu nehmen und fand dort die schon von Freund in ihrem Blattspitzenwerk auf S. 134 angeführten dreißig Blattspitzen im Original vor. Demgegenüber erwähnt Müller-Beck nur acht Blattspitzen von dieser Station. Ebenso ungenau sind seine quantitativen Angaben über andere Gerätetypen, wie der Rezensent an Hand der Originalsammlung feststellen mußte.

Zu den allgemeinen geologischen Betrachtungen Müller-Becks läßt sich vielleicht folgendes sagen: Die Unterteilung der Riß-Eiszeit, die offensichtlich vom Verfasser akzeptiert wird, läßt sich bisher noch nicht beweisen, ist stark umstritten und muß daher zumindest als gewagt bezeichnet werden. Ferner ist es dem Rezensenten unverständlich, weshalb der Verfasser sich nicht an die übliche quartärgeologische Terminologie hält, sondern statt dessen die reichlich verwirrenden Begriffe von Kaltzeit und Warmzeit, vorletzte Kaltzeit, letzte Warmzeit usw. benutzt. Was ist übrigens — so möchte man fragen — eine „fossile Warmzeit“? Hier liegt doch wohl eine Begriffsverwirrung vor!

Müller-Beck kommt in dem zusammenfassenden Teil seiner Arbeit zu dem Schluß, daß er für den süddeutschen Raum fünf paläolithische Begehungen feststellen kann. Dem Rezensenten scheint diese Schlußfolgerung allzu kühn und theoretisch. Eindeutig läßt sie sich jedenfalls aus den vorhandenen Veröffentlichungen von übrigens unterschiedlichem Wert in keiner Weise überzeugend ableiten. Versuche, die Träger der vorgefundenen Industrien zu identifizieren, sind bisher nicht möglich. Die typologisch differenzierbaren paläolithischen Industrien mit Wanderungen von Bevölkerungen in Zusammenhang zu bringen, sind ohne Zweifel so lange verfrüht, als wir nicht mehr über die Mechanismen der Diffusion ökologisch und anderweitig bedingter Kulturbestände einerseits und die Mechanismen von sogenannten Völkerwanderungen andererseits, wissen. Warum es bei den Trägern der Blattspitzengruppen denkbar sein soll, „daß es sich schon um einen *Homo sapiens fossilis* (S. 51) handle“, bleibt unklar und rein spekulativ. Wenn der Verfasser sagt, daß er nicht glaube, „daß es grundsätzlich als richtig angesehen werden muß, daß bestimmte Formengruppen stets gleichbleibend mit bestimmten Menschenformen in Zusammenhang gebracht werden können“ (S. 51), so drückt er damit doch nur einen Gemeinplatz aus, der eigentlich kaum mehr erwähnenswert ist, und das um so mehr, als in dem vorhergehenden Satz gesagt wird, die gegenteilige Meinung, nämlich die „der bisher allgemein vertretenen Auffassung der Verknüpfung auch noch der jüngsten altpaläolithischen Formengruppen mit dem Neandertaler“ sei die allgemein gängige. Hier muß man doch fragen, wo in der Welt unter ernsthaften Forschern heute noch die Meinung vertreten würde, Menschenformen seien mit bestimmter materieller Kultur gleichzusetzen!

Abschließend kann nur wiederholt werden, was schon eingangs gesagt wurde, nämlich, daß die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegende Idee durchaus begrüßenswert ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Arbeit wie die vorliegende nicht perfekt sein kann und Kritik hervorrufen muß. Letztlich wird die Forschung auch nur auf diesem Wege Fortschritte machen. Jedoch will es dem Rezensenten scheinen, daß ein so problematisches und weitgreifendes Thema wie das des oberen Altpaläolithikums in Süddeutschland auch nicht annähernd, so wie es hier geschehen ist, auf 60 Seiten behandelt werden kann. Die sehr große Menge des veröffentlichten Fundstoffes und die ebenfalls nicht geringe des noch unveröffentlichten Materials verlangt in jedem Fall eine umfangreichere und kritischere, sachlichere Bearbeitung als sie hier vorliegt.

Olaf Prüfer

R. GRAHMANN: *The lower palaeolithic site of Markkleeberg and other comparable localities near Leipzig*. Transactions of the American Philosophical Society, new series, vol. 45, part 6, S. 509—687, with 75 figures. Philadelphia 1955.

Dank dem großzügigen Entgegenkommen und der außerordentlichen Unterstützung von Hallam L. Movius gelang es, die Publikation einer der wichtigsten altpaläolithischen Fundplätze Mitteleuropas zu einer Zeit zu übernehmen, in der dafür in Deutschland nur sehr begrenzte Möglichkeiten vorhanden waren. Wenn das nunmehr in englischer Sprache abgefaßte Werk erst 1955 erschien, so lag das vor allem an den ungeheuren Schwierigkeiten einer befriedigenden Übersetzung, die sich über Jahre hinzog und wohl nicht zuletzt auch an den Schwierigkeiten einer Korrelation zwischen den Meinungen des Herausgebers Movius und des Verfassers. Angesichts dieser Tatsachen fragt man sich, ob die mit vielen Hypothesen belastete Arbeit nicht erheblich an Wert gewonnen hätte, wenn sie sich, auf einen Teil ihres Umfangs reduziert, eine nüchterne Materialvorlage zum Ziel gesetzt hätte. Auch die allzu breiten Ausführungen sowohl im geologischen Teil, wie etwa über das System nordischer und alpiner Glazialchronologie, als auch im archäologischen über Technik, Zeitstellung und Typenschatz des Clactonien und Levalloisien hätten dann gespart werden können, und das um so mehr, als sich das Buch ausschließlich an die engere Fachwelt der Quartärgeologen und -prähistoriker wendet. Schließlich weiß man in der Neuen Welt über europäische Glazialsysteme, paläolithische Chronologie und Steinbearbeitungstechnik ebenso gut Bescheid, wie das hierzulande der Fall sein sollte.

Was nun den deutschsprachigen Fachforscher betrifft, so wird er sich, nach allem, was seit vier Jahrzehnten über Markkleeberg und die verwandten Fundstellen bei Leipzig bekannt wurde und was größtenteils durch den Verfasser selbst in früheren Arbeiten vorweggenommen ist, vermutlich gar nicht mehr der Mühe unterziehen, vorliegende Monographie, die für Markkleeberg merkwürdigerweise nur knapp 2700 Geräte verarbeitet hat, textlich im einzelnen genauer zu studieren. Er wird allenfalls, was er z. T. schon wußte, vom Gros der der Rißeiszeit zugewiesenen braun patinierten Geräte eine von Grahmann als älter angenommene gerollte Gruppe mit porzellanartiger weißer Patina absondern (Gruppe 1) und mit dem Verfasser die braunpatinierten Stücke in die Gruppen 2a (ungerollte) und 2b (gerollte) unterteilen. Er wird auch die Tatsache sehr unterschiedlicher Schlag- und Bearbeitungstechniken akzeptieren, denn auch darüber war das Grundsätzliche schon bekannt. Endlich sieht er die Anteilverhältnisse in jedweder Form, sei es die der oben genannten Gruppen zueinander, der Techniken oder der Typen zueinander, sowohl in Tabellen wie in zahlreichen verschiedenen Diagrammen gebrauchsfertig präsentiert und liest endlich bei der Auswertung der mit großem Gewicht betriebenen quantitativen Analysen, daß in Gruppe 2 (= das gesamte rißeiszeitliche Material) 10 % Clactonien, 60 % Levalloisien und 30 % Acheuléen (als Fremdeinfluß von Westen) beteiligt sind und daß der Verfasser, obwohl besagte Anteile nach ihm den Kulturniederschlag vieler Jahrtausende widerspiegeln, für diese gesamte Mischung den Begriff „Pleiße Stage“ oder „Plisnian“ in Vorschlag bringt, falls das wünschenswert sei.

An diesem Punkt wird indes noch mehr wünschenswert, den Text kritisch zu lesen und die Abbildungen mit aller Aufmerksamkeit zu studieren. Letzteres ist allerdings nur dann erfolgreich, wenn man, wie die Rezensentin, das Original-Material von Markkleeberg aus früheren Jahren durch Autopsie kennt. Aus dem Text erfährt man bei näherem Studium, obgleich auf diese Tatsache kein Gewicht gelegt wird, daß die Pleiße- und Riesenschotter (besonders in Fundstelle Md bei Grahmann) in durchaus verschiedener Höhenlage artefaktführend waren. Wie weit allerdings die deckenden Schichten (A—C des Hauptprofils) — in welcher Weise auch immer — für die Lagerung und Umlagerung der in der Tat im großen und ganzen gleichartig patinierten Geräte, von Interesse sind, bemüht man sich vergeblich zu erfahren. Die Klärung dieser, letzten Endes geologischen Frage, ist aber entscheidend für das Geräteensemble, das in seinem Charakter doch ganz erheblich anders zu sein scheint, als das dem Verfasser erscheint. Mit

dieser Andeutung soll an dieser Stelle nur die große Zahl eindeutig jungpaläolithischer Typen hervorgehoben werden, die Verfasser mindestens zum Teil nicht nur gekannt, sondern in ihrem typologischen Charakter auch erkannt haben muß, deren spärliche Behandlung im Text sich aber mit der überraschenden Interpretation begnügt, es handele sich sicher um Vorläufer entsprechender jungpaläolithischer Typen. Angesichts der effektiv gleichen Patinierung und des gleichen Abrollungsgrades solcher jungpaläolithischer Formen und anderer, rein altpaläolithischer Bestände, steht zu befürchten, daß Grahmann einer Täuschung erlegen ist, die, sollte sie sich bei einer notwendigen neuen Überarbeitung als tatsächlich und unzweifelhaft erweisen, auch die weitgreifenden Folgerungen des Verfassers, sowie seine quantitativen Analysen und die aus diesen gezogenen Schlüsse, zu einem erheblichen Teil wertlos machten.

Zum besseren Verständnis dessen, was gemeint ist, wird empfohlen, etwa den Doppelkratzer bei Grahmann Fig. 69, 5 mit Abb. 61, 2 bei Andree (1939) zu vergleichen oder die Bohrerabbildungen von Grahmann Fig. 48, 8 und 64, 3 bei Andree genauer zu betrachten. Dabei ist kein Zweifel, daß die Zeichnungen bei Andree korrekt sind. Wenn Grahmann seine Stücke auf Fig. 48, 7, 13, 24 tatsächlich möglicherweise für Stichel hält, so irrt er hier allerdings. Indes gibt es im Markkleeberger Material ganz ausgezeichnete und typische Stichel, die man unter Grahmanns Material ebenso vermißt, wie etwa für das vom Verfasser doch so eingehend herausgearbeitete Altpaläolithikum die Blattspitzen, darunter solche vom Typus Mauern.

Für die an dieser Stelle beabsichtigten Andeutungen und Hinweise mag das genügen. Auch die Rezensentin stand überdies einmal vor der Aufgabe, ein im wesentlichen von Arbeitern geborgenes und dann ebenfalls auf eine Reihe von Sammlungen verstreutes Silexmaterial monographisch bearbeiten zu müssen. Das waren rund 40000 Geräte von Předmost. Sie weiß daher, wie mißlich es ist, auf die Angaben nicht Fachkundiger, sowie auf alte Berichte und Notizen angewiesen zu sein. Sie schlug damals ohne jede vorgefaßte Meinung den einzig gangbaren Weg, nämlich den der typologischen Analyse, unter sorgfältiger Beachtung der wenigen brauchbaren stratigraphischen Notizen in der älteren Literatur ein, kam so zur Aufstellung von bestimmten und bestimmte Kulturstufen repräsentierenden Typenserien, die den reichhaltigen Kulturniederschlag von Předmost in jenem Ablauf widerspiegeln, wie er heute tatsächlich von der tschechischen Forschung grabungsmäßig bestätigt werden konnte. Entgegen der herrschenden Lehrmeinung erwies sich der Předmoster Rastplatz seit dem ausgehenden Altpaläolithikum als einer jener wiederholt aufgesuchten Örtlichkeiten, deren nachgelassenes kompliziertes Typeninventar zugunsten vorgefaßter Meinungen vergewaltigt und vereinfacht worden war. Nun sind die artefaktführenden Pleißeschotter von Markkleeberg freilich nur bedingt mit dem Lößrastplatz von Předmost vergleichbar. Indessen scheint es, daß die unbedingt erforderliche Überarbeitung von Markkleeberg — sie ist inzwischen erfreulicherweise im Gang — von einer ähnlichen Unvoreingenommenheit wie im Falle Předmost auszugehen hat.

Sicher ist der gewiß wichtige Fundstoff von Markkleeberg in einem weit höheren Grad aussagefähig als das auf Grund der vorliegenden Publikation von Grahmann scheint, der es als Geologe leider versäumte, einen erfahrenen Prähistoriker zur Mitarbeit heranzuziehen.

G. Freund